

Anstoßgeben ohne Rücksichtnahme?

Sinn und Problem des Ärgernisses in Kirche und Gesellschaft

Franz-Josef Steinmetz SJ, München

Schon seit eh und je ist der kirchliche und gesellschaftliche Alltag allgemein mit Ärgernissen von allerlei Art durchsetzt. Man reagierte je nach Charakter und Situation verschieden: geduldig-ergeben, humorvoll-verstehend oder auch kritisch-ermahnend, mit erhobenem Zeigefinger warnend, vielleicht auch einfach resigniert-verärgert. In den letzten Jahren nun scheint jedoch nicht nur die Zahl der Ärgernisse vor allem im kirchlich-religiösen Raum zu wachsen, auch ihre Art hat sich in den Augen vieler so verändert, daß sich die theologische Beurteilung und menschliche Verarbeitung vor ganz neue Probleme gestellt sieht.

Was heißt eigentlich Ärgernis? Meint Anstoß grundsätzlich Böses oder gibt es ein Recht auf Skandale? Wer und was ärgert wen und warum? Die Wohlstandigkeit und Bravheit der einen erscheint den Fortschrittlichen und Einfallsreichen als Zeichen der Schwäche, als langweilige, geistlose Sturheit, die womöglich noch von Neid und Habgier vergiftet wurde; die Geschwindigkeit und Impulsivität der anderen hingegen empfindet der Behutsame als Ausdruck gefährlicher Willkür, deren Freiheitsrufe fortwährend in Ungehorsam auszuarten drohen. Wen soll man aber dann zurechtweisen? Soll man den „Schwachen“ zur Vorsicht oder eher den „Starken“ zur Rücksichtnahme aufrufen? Kann es dabei überhaupt ein radikales Vermeiden oder schließlich doch nur ein Ertragen geben? Mit der bloßen Warnung vor dem Ärgernisgeben kommt man jedenfalls nicht mehr zurecht. Dafür hat das Phänomen des Ärgernisses zu viele Aspekte, die seine Einordnung erschweren und eine differenzierte Sicht der Dinge erforderlich machen.

Bei dieser Arbeit steht uns die Bibel wieder einmal hilfreich zur Seite. Zwar wird „der Begriff Ärgernis ... in der Bibel regelmäßig mit σκάνδαλον wiedergegeben, das abgeleitet von σκανδάληθρον zunächst das Stellholz einer Falle, dann die Falle selbst und schließlich in einem übertragenen Sinn alles das bezeichnet, was zum Anstoß und Fall wird“. So J. Gnilka im Handbuch Theologischer Grundbegriffe¹. Geht man also einfach von dieser Grundbedeutung des Wortes aus, wird man sich nicht leicht tun,

¹ Bd. I, 87.

ihm wenigstens allmählich auch einen positiven Geschmack abzugewinnen. Man denkt fast unwillkürlich an Skandalgeschichten und verspürt ihre Bitterkeit auf der Zunge. Oder man sieht sich buchstäblich in eine Falle geraten und schlägt ängstlich wie ein gefangener Vogel mit den Flügeln um sich, um schließlich wenigstens für die anderen seine warnende Stimme zu erheben. Die verschiedenen biblischen Zusammenhänge aber zeigen, daß es durchaus positive Ärgernisse gibt, die uns keineswegs zu unserem Verderben, sondern vielmehr zu unserem Heil zur „Falle“ werden wollen. Das gilt es vor allem zu sehen und soweit nötig aufs Neue zu zeigen.

I. Heilbringende Anstöße

Fast noch ein wenig zaghaft fährt das oben zitierte Handbuch für theologische Grundbegriffe fort: „Der Anstoß erfolgt vielfach zum Bösen, doch ist der auf etwas Positives gerichtete Anstoß der Schrift nicht unbekannt“². Das theologische Lexikon für die Praxis „Sacramentum mundi“ fragt hingegen schon recht provozierend, inwieweit Ärgernisse unter gewissen Umständen wünschenswert sind oder nicht, und schließt den Artikel mit der aufschlußreichen Bemerkung, „daß die richtige Einschätzung des Ärgernisses ein ganz wesentlicher Faktor zur fruchtbaren Gestaltung der zwischenmenschlichen Beziehungen, zur Förderung des kulturellen Fortschritts, zur Erhaltung des sozialen Friedens und zur verantwortlichen Verbreitung erkannter Werte und insbesondere der Religion, also der Mission, ist“³. Zwar wissen alle einschlägigen Lexika, die sich aus irgend einem Grunde mit diesem Stichwort befassen, daß im Zentrum der biblischen Verkündigung ein überaus großes Ärgernis steht. Sie berichten nämlich, den Tatsachen entsprechend, von der ärgerniserregenden Art und Weise, mit der Jesus von Nazaret auftrat und predigte⁴. Sie weisen auch wahrheitsgemäß darauf hin, daß überhaupt die ganze christliche Botschaft von der Erlösung durch das Kreuz „Juden“ und „Heiden“ als ärgerliche Torheit erscheint und es so notwendig zu einem Ärgernisgeben kommt, das unvermeidlich ist und dennoch das Gute will. Aber von der nüchternen lexikalischen Feststellung bis zur lebensnahen existenziellen Konsequenz bleibt ein weiter Weg, der offenbar nur zu gern der Überlegung des ein-

² A. a. O. – ebd.

³ W. Molinski, *Sacramentum mundi* I, 327. Von dieser komplexen Problematik des Begriffes „Ärgernis“ ist leider im „Praktischen Bibellexikon“, Herausg. von A. Grabner-Haider (Herder, Freiburg) kaum etwas zu spüren.

⁴ Vgl. außer den schon genannten Lexika das LThK I, Sp. 837 f.; das *Bibeltheologische Wörterbuch* (Styria, Graz) I, 79–84, das *Wörterbuch zur Biblischen Botschaft* (Léon-Dufour, dtsh. Herder, Freiburg) 26 f.; das *Bibel-Lexikon* (H. Haag, Benziger, Einsiedeln) 103 f.; das ThWNT VII, 338–358.

zernen überlassen wird, was freilich verständlich ist, wenn man bedenkt, daß sich nicht von vornherein entscheiden läßt, was in einer bestimmten konkreten Situation getan oder vermieden werden soll.

Daher darf noch einmal betont werden: Jesus Christus war und ist ein großes Ärgernis, das bei uns Menschen aus verschiedenen Gründen Anstoß erregt. Zuweilen ist es sein unerwartetes messianisches Verhalten, das manche an ihm irre werden läßt (Mt 11, 6), zuweilen auch seine ärmliche Herkunft (Mk 6, 3), dann seine Einstellung zu bloßer Menschenüberlieferung (Mt 15, 3 ff.), die radikale Umdeutung des Reinheitsgedankens (Mt 15, 11), sein „liberaler“ Umgang mit dem Gesetz (vgl. Mk 2, 23 ff.; 3, 1 ff.) und anderes mehr, und das keineswegs nur im Sinne eines oberflächlichen Ärgers, „der durch Frustration von integralen Einzelstrebungen und somit durch Störungen an der Peripherie des Lebens ausgelöst wird“⁵, sondern bis hin zum schweren religiösen Anstoß (Mt 15, 12). Nach Auffassung des Neuen Testaments entsteht dieses Ärgernis letztlich, weil die Gedanken Gottes und die der Menschen in kompromißloser Schärfe aufeinanderprallen: Wer nur nach Menschenart denkt und handelt, setzt sich notwendig in Gegensatz zu Gott und seinem Willen. „Selig ist, wer keinen Anstoß an mir nimmt“ (Mt 11, 6).

Ein christliches Leben, das wirklich als Nachfolge Jesu Christi vollzogen wird, kann und darf diese Art des Ärgernisgebens aufs Ganze gesehen nicht vermeiden wollen, so sehr uns menschliche Schwäche auch fortwährend dazu versucht, möglichst allem Ärger aus dem Weg zu gehen. Wer sich, wie jener legendäre Pfarrer, röhmt, „mit allen Leuten in Frieden zu leben“, der erhält m. E. von seinem visitierenden Bischof nicht zu Unrecht die Antwort: „Dann sind Sie wohl kaum ein wirklich guter Priester.“

So sehr diese bischöfliche Antwort – wenn sie nicht wahr sein sollte, dann ist sie jedenfalls gut erfunden – den Kern des Problems trifft, es hieße den biblischen Befund unverantwortlich vereinfachen, wollte man nun daraus folgern, daß schon die bloße Tatsache, Ärgernis erregt zu haben, die Christlichkeit eines Lebens garantiere. Das mag recht einleuchtend und selbstverständlich klingen, ist aber in der Verworrenheit konkreter Situationen und unter dem Druck der Ereignisse ein jeweils neues Problem. Nicht als wollten wir die eben erst angebrochene Freude über die Wiederentdeckung des positiven Ärgernisses gleich im ersten Ansatz schon wieder vergällen. Wir bleiben dabei: „Die innere Kraft des Christentums beruht nicht zuletzt darauf, daß das Ärgernis des Kreuzes ungeschwächt erhalten bleibt“⁶. Hinzu kommt gewiß auch, daß die einseitig moralisierende Be-

⁵ *Sacramentum mundi* I, 318

⁶ A. a. O. 324.

trachtung eines ärgerlichen Phänomens den psychologischen, soziologischen und soteriologischen Funktionen des Ärgernisses nicht hinreichend gerecht wird, denn „die Funktion des Ärgernisses beschränkt sich nach dem oben Gesagten nicht auf die Herbeiführung von Sünden anderer, es kann vielmehr gerade auch umgekehrt eine personale und kulturelle Förderung einzelner und Gruppen – und somit besonders auch des Heils anderer – veranlassen, wenn durch das Ärgernis eine Auflockerung bedingt wird, die dazu angetan ist, auch zunächst negativ empfundene Anstöße gewinnbringend zu verarbeiten“⁷. Gerade deshalb ist in concreto aber die Frage zu stellen, ob ein Ärgernis wirklich notwendig und wünschenswert ist. Und diese Frage führt uns zur Betrachtung einer eigentümlichen Aussagereihe im NT, die eine positive Bewertung des Ärgernisses auffällig beschränkt.

II. Unheilvolle Ärgernisse

Wir denken dabei nicht an jene allgemeinen Warnungen vor dem bösartigen Ärgernis, das zum Abfall vom Glauben führt (Mt 18, 6 par), und an jenes furchtbare Wehe, das dem Ärgernisgeber gilt (Lk 17, 1). Es geht hier auch nicht um jene Mahnung, die dem Jünger Jesu sagt, er habe sich in Trübsal und Verfolgung um des Evangeliums willen zu bewähren (Mt 13, 21 par), weil Verführung und Angst (Mk 13, 5–8), Verfolgung und Haß (13, 9–13), große äußere Drangsale (13, 14–20), schließlich auch das Auftreten des sogenannten Antichrists (2 Thess 2,8–12; Apk 13) und nicht zuletzt die Glieder des Körpers (Mk 9, 43–47 par) den Menschen zu Fall bringen können. Das Gewicht dieser Texte im Zusammenhang des Ärgernis-Problems ist groß und verdient besondere Erwähnung⁸, bleibt aber außerhalb unserer Betrachtung, weil hier nirgendwo eine noch so geringfügige Einschränkung dessen aufscheint, was im ersten Teil der Überlegung behauptet wurde.

Eigentlich problematisch wird unser Thema erst durch die zwar bekannte, aber vielfach doch aus dem modernen Bewußtsein verdrängte Stellungnahme des Paulus zu den Differenzen zwischen den „Starken“ und den „Schwachen“ in den Gemeinden von Rom und Korinth⁹. Die Sache, um die es dabei geht, bedarf zunächst einer etwas ausführlicheren Darstellung, die vor allem die Verhältnisse in Rom berücksichtigen soll, (vgl. Röm 14, 1–15, 13), obwohl man die entsprechenden Passagen aus dem ersten

⁷ A. a. O. 325.

⁸ Vgl. dazu J. Gnilka, *Handbuch Theologischer Grundbegriffe* I, 88.

⁹ Vgl. dazu auch W. Thüsing, *Das Neue Testament – Hemmnis oder Triebkraft der gesellschaftlichen Entwicklung*, in GuL 43 (1970) 136–148; besonders 141.

Korintherbrief (vgl. Kap 8 und 10, 23–11, 1) als gleichwertige Argumentation heranziehen könnte. Was also war die Lage¹⁰?

Eine vermutliche kleinere Gruppe innerhalb der römischen Gemeinde weigerte sich, Fleisch und wahrscheinlich auch Wein (s. 14, 21) zu genießen, weil es „unrein“ (14, 14) oder einfach aus religiösen Gründen ungeziemend sei. Außerdem wurden die Wochentage von ihr unterschiedlich behandelt (14, 5). Das geschah nicht – wenigstens nicht unmittelbar – aus der Furcht heraus, Götzenopferfleisch oder heidnischgeweihten Wein zu genießen. (Wäre das der Fall, dann hätte Röm 14 eine direkte Parallele in 1 Kor 8–10.) Man hat wohl eher an synkretistisch beeinflußte Judenchristen zu denken (vgl. etwa Kol. 2, 16), die ihre Enthaltsamkeit jedoch als Pflicht gegen Christus verstanden.

Für das rechte Verständnis des paulinischen Urteils ist es sodann wichtig zu sehen, daß diese „Asketen“ nicht etwa grundsätzlich der ganzen Gemeinde die Beobachtung bestimmter Feier- und Festtage als Gesetz Gottes aufzwingen wollen. Die fundamentale Freiheit eines Christen, für die Paulus z. B. im Galaterbrief so leidenschaftlich eintritt (2, 4–5; 5, 1–13), steht also nicht auf dem Spiel und nicht zur Debatte. Dennoch war der Bestand der Gemeinde gefährdet, weil offenbar die Mehrheit die asketische Gruppe als unfrei und als „schwach im Glauben“ verachtete, die Asketen aber ihrerseits die anderen als „lax“ verurteilten.

Paulus gesteht beiden Gruppen zu, daß sie sich innerhalb des christlichen Glaubens befinden. Er reagiert also ganz anders als gegenüber seinen Erzfeinden, den judaistischen Gesetzeslehrern. Er führt vielmehr den Gegensatz zwischen den Gruppen auf die Verschiedenheit der Glaubenskraft zurück (vgl. 14, 2: „Da glaubt der eine, alles essen zu dürfen, der ‚Schwache‘ hingegen lebt fleischlos“). Die „Vegetarier“ haben einfach noch nicht die Kraft, auf Christus hin eine solche Freiheit zu riskieren wie die anderen, die der Apostel (vielleicht ihre Selbsterziehung aufgreifend, zweifellos aber sich selbst einbeziehend, wie aus 14, 14; 20 ff.; 15, 1 hervorgeht) die „Starken“ nennt. Um so merkwürdiger ist es, wie er die Streitenden zu versöhnen sucht.

Vor allem fordert er, daß beide Gruppen sich gegenseitig ertragen. Nicht als ob da gar keine Unterschiede wären oder als ob beide Standpunkte ohne weiteres gleichberechtigt seien. Aber keiner von beiden ist einfach ungläubig. „Ob der andere mit dem, was er tut, im Glauben steht oder aus ihm fällt, das können nicht wir ermessen, das sieht allein sein Herr“¹¹. Tie-

¹⁰ Zur Lage in Rom vgl. P. Althaus, *Der Brief an die Römer*, NTD 6, 137–145, besonders 138; zu dem Problem in Korinth H. Conzelmann, *Der erste Brief an die Korinther*, Göttingen 1969, 162–212, besonders 162–164.

¹¹ P. Althaus, a. a. O. zu Römer 14, 4.

fer noch: „Gehören wir in beidem, im Tode und Leben, dem Herrn, dann ist es nebensächlich, ob wir leben oder sterben. Entsprechendes gilt dann noch viel mehr für die wahrlich doch kleinere Frage, ob wir Fleisch essen oder nicht, Tage auszeichnen oder nicht“¹². Bei radikalerer Sicht der Dinge sind die Unterschiede keineswegs kirchenspaltend.

Schließlich aber verlangt der Apostel – und damit kommen wir auf den entscheidenden Punkt unseres Themas zurück –, daß die „Starken“ auf die „Schwachen“ Rücksicht nehmen. Sie sollen die Gemeinschaft mit ihnen nicht aufgeben und sie *auf keinen Fall gegen* ihr Gewissen zu einer Änderung ihrer Lebensführung veranlassen. Wenn der „Schwache“ am Handeln des „Starken“ Anstoß nimmt, dann soll der „Starke“ sogar auf die Ausübung seiner Freiheit verzichten (14, 21: „Es ist besser, kein Fleisch zu essen und keinen Wein zu trinken, noch sonst etwas zu tun, woran dein Bruder Anstoß nimmt“; vgl. auch 1 Kor 8, 13). Offenbar kommt es entscheidend darauf an, daß das Gewissen nicht verletzt werde, auch wenn es ein irrendes Gewissen ist, das sich unnötig gebunden hat. „Selig, wer sich kein Gewissen macht bei dem, wofür er sich entscheidet! Wer sich aber bei seinem Essen ein Gewissen macht, der ist schon gerichtet, weil er nicht aus Glauben handelt. Und alles, was nicht aus Glauben kommt, ist Sünde“ (14, 23). Damit diese große Gefahr aus dem Wege geräumt wird, ist Paulus nicht nur bereit, aus Liebe zu den noch „wenig“ Freien ein Stück seiner Freiheit wenigstens vorübergehend aufzugeben, er fordert es sogar. Er verlangt die behutsame Achtung und Schonung auch eines von Vorurteilen eingeschränkten Gewissens, obwohl er da, wo es um das grundsätzliche Recht der christlichen Freiheit geht, jedes weichliche Nachgeben für Verrat am Evangelium hält. Man wird die aktuelle Bedeutung dieser Ansicht schwerlich bestreiten können.

Weil aber die unfruchtbare Möglichkeit besteht, daß man sich nur einbildet, den Apostel verstanden zu haben, ohne das Problematische seiner Ansicht zu spüren, seien noch einmal die Fragen angefügt, die vor kurzem W. Thüsing in einem größeren Zusammenhang formulierte. „Warum entscheidet sich Paulus nicht einfach dafür, die ‚Schwachen‘ (zu denen er sich selbst ja in keiner Weise rechnet, vgl. 1 Kor 8, 1 ff; Röm 15, 1 ff.) aus der Gemeinde zu eliminieren? Wäre das nicht der logische Weg zu einer Weiterentwicklung seiner Freiheitsbotschaft gewesen? Weshalb sagt Paulus im Blick auf die Gefahr, dem ‚schwachen‘ Bruder Anstoß zu geben: In Ewigkeit will ich kein Fleisch mehr essen (1 Kor 8, 13)?“¹³. Offenbar ist seine Ansicht also doch nicht so einfach zu verstehen.

¹² A. a. O. zu Römer 14, 9.

¹³ *Das Neue Testament – Hemmnis oder Triebkraft der gesellschaftlichen Entwicklung*, a. a. O. 141.

III. Selbstverständliche Rücksichten

Für ein besseres Verständnis der Sache ist es nunmehr angebracht, an eine Reihe von Beobachtungen zu erinnern, die die Rücksicht auf „Schwächere“ trotz gegenteiligen Anscheins als eine grundsätzlich akzeptierte Selbstverständlichkeit unseres menschlichen Alltags erweist. Wir leben freilich in einer Gesellschaft, in der das Recht des „Stärkeren“ keine geringe Rolle spielt. Nicht selten wird der aus irgendeinem Grunde oder in bestimmter Hinsicht „Schwächere“ einfach ausgelacht, „an die Wand gedrückt“, zuweilen gar für völlig unbrauchbar erklärt und aus einer gesellschaftlichen Gruppe, einem Betrieb oder einer beruflichen Laufbahn herausgeworfen. Manches davon wird man als natürliche Auslese und Umgruppierung bezeichnen dürfen, die berechtigt ist, vieles hingegen erweist sich bei näherem Zusehen als unverschämte Rücksichtslosigkeit, die eher an die bekannten „Hackordnungen“ aus der Tierwelt als an ein wahrhaft menschliches Sozialgefüge erinnert. Das alles ist (leider!) nicht zu bestreiten. Und trotzdem: Unser Alltag ist ebenso voll von erstaunlichem Rücksichtnehmen, das man nicht übersehen kann.

Ich denke da zunächst an die vielfältigen Maßnahmen, die zum Schutz und zur Förderung „schwächerer“ Kinder getroffen wurden. Wieviel liebevolle Rücksichtnahme wird z. B. an den sogenannten Sonderschulen geübt. Sei es nur, daß ein Kind in seiner allgemeinen geistig-körperlichen Verfassung als „schwach“ anzusehen, sei es, daß es in spezieller Hinsicht (etwa in seiner Hör-, Sprech-, Seh-, Bewegungsfähigkeit oder wie die verschiedenen Schwachheiten auch benannt sein mögen) behindert ist, es gilt Gott sei Dank weithin als selbstverständliche Pflicht, daß man ihm an Förderung zuteil werden läßt, was den Umständen entsprechend als möglich erscheint. Wieviel Liebe und Geduld, wieviel Rücksicht und Vorsicht verlangt die menschliche Gesellschaft heute von dem, der die Mühe nicht scheut, sich solcher „Schwachheiten“ als Lehrer und Erzieher anzunehmen. Und seltsamer Weise haben wir uns schon sehr an das alltägliche Wunder gewöhnt, daß sich immer wieder Menschen finden, die bereit sind, auf zahlreiche Möglichkeiten ihrer Freiheit zu verzichten, um den „Schwachen“ zu helfen.

Fast noch selbstverständlicher ist uns sodann die Tatsache geworden, daß man auf die aktuellen „Schwächen“ Rücksicht nimmt, die man allgemein als Krankheiten bezeichnet. Weshalb überläßt man die Kranken nicht einfach ihrem Schicksal, wenigstens diejenigen, deren Heilung und Besserung in absehbarer Zeit unmöglich erscheint? Warum hegen und pflegen wir sie trotzdem? Warum verlangsamten wir unsere Schritte, wenn wir einen Lahmen auf seinem Weg begleiten? Warum machen wir dann

nicht von unserem Recht Gebrauch, unserer eigenen Kapazität gemäß auszuschreiten, zu laufen oder zu springen? Wieviel kostbare Zeit, die er zur Entfaltung seiner persönlichen Begabungen hätte gebrauchen können, opfert derjenige, der sich auf die Betreuung eines seelisch oder körperlich erkrankten Mitmenschen einläßt! Wie viele Beschränkungen seiner persönlichen Freiheit werden ihm auferlegt. Warum denkt er nicht nur an sich, warum nimmt er soviel Rücksicht? Bedeutet sie nicht immer auch irgendwie Rückschritt oder wenigstens Verlangsamung, Aufenthalt und Behinderung begehrenswerter Entwicklungen? Es gibt offenbar nur eine einzige Antwort, die wirklich ausreichend ist und das scheinbar Selbstverständliche ausreichend erklärt: das ist jenes unaussprechliche Geheimnis, das wir Liebe nennen.

Weil es sie gibt und weil sie immer wieder zurückkehrt, obwohl man nicht aufhört, sie aus vielen Bereichen unserer Gesellschaft zu verjagen, deshalb gibt es auch die namenlosen Rücksichten im Alltag, die kaum von sich reden machen, und von denen doch jeder weiß, daß sein Leben auf die Dauer nur möglich bleibt, weil sie nicht aufgehört haben zu existieren. Denn in letzter Hinsicht sind wir alle mit Schwachheiten behaftet und sind im Grunde nur deshalb vorangekommen, weil irgendein „Starker“ sich unser angenommen hat.

„Schwachheit“ erweist sich nämlich bei tieferer Betrachtung keineswegs lediglich als Eigenschaft bestimmter Bevölkerungsschichten, sondern als eine Grundbefindlichkeit des menschlichen Daseins überhaupt, so daß man sich fast ein wenig darüber wundern kann, daß selbst namhafte philosophisch-theologische Lexika dieses Stichwort verschämt übergehen¹⁴. In der Bibel ist die menschliche „Schwachheit“ durchaus thematisch und kommt in verschiedenen Zusammenhängen zur Sprache¹⁵, angefangen von der fundamentalen Verwiesenheit des Menschen auf die Schöpferkraft Gottes bis hin zum Paradoxon des christlichen Glaubens, der da bekennen kann: Gott hat das Schwache erwählt, er ist in den Schwachen mächtig¹⁶. „Ich will mich meiner Schwachheiten rühmen“ (2 Kor 11, 30).

Mit diesen Bemerkungen haben wir scheinbar das Thema „Freiheitsverzicht aus Rücksicht auf die Schwachen“ ein wenig verlassen. Aber, wenn es auch zutrifft, daß das Problem der „Schwachen“ in Rom und Korinth einer eigenen Deutung bedarf¹⁷, so hängt die Rücksichtnahme, die Paulus dort von den „Starken“ verlangt, doch sehr tief mit der Glaubenswahrheit zu-

¹⁴ Siehe das *Bibeltheol. Wörterbuch* von J. B. Bauer; das *Handbuch Theol. Grundbegriffe* von H. Fries; das *Theol. Lexikon für die Praxis* von K. Rahner (Herder, Freiburg).

¹⁵ Vgl. Stählin, ThWNT. I, 488–492.

¹⁶ L. Mattern, *Praktisches Bibellexikon*, Sp. 989 f.

¹⁷ J. Kürzinger, LThK. IX, Sp. 529.

sammen, daß Christus für uns „schwach“ geworden ist. (2 Kor 13, 4 f; Phil 2, 6 f; Hebr 5, 7), damit wir „leben mit ihm in Gottes Kraft“ (2 Kor 13, 4). Auch sollte man wieder einmal bedenken, daß „Gott das vor der Welt Schwache erwählt hat, das Starke zu beschämen“ (1 Kor 1, 17). Gehört nicht gerade das zu den „wunderbarsten“ Aspekten des christlichen Glaubens und zählt nicht gerade das zu den erhabensten Möglichkeiten der christlichen Botschaft, daß sie uns sagen kann: „Ein geknicktes Rohr zerbricht er nicht, und einen glimmenden Docht löscht er nicht aus“ (Jes 42, 3)? Ich bin sicher, daß die problematische Forderung des Paulus, dem „Schwachen“ keinen Anstoß zu geben, auf solchem Hintergrund sich immer mehr als „Selbstverständlichkeit“ der Liebe erweist, die zwar schwer zu erfüllen, aber nicht schwer zu verstehen ist.

IV. Schwer verständlicher Verzicht?

Unverständlich und im Grunde abzulehnen wäre die paulinische Forderung, auf ein Stück christlicher Freiheit zu verzichten, wenn das Ärgernis, das die „Schwachen“ am Verhalten der „Starken“ nähmen, eigentlich das wäre, was die Moraltheologen „Scandalum pharisaeum“ nennen, also auf eine böse und unbußfertige Haltung zurückgeführt werden könnte. Mit Recht heißt es dazu: „Jenes Ärgernis braucht man, ja darf man im allgemeinen nicht vermeiden“¹⁸. Gerade diese Voraussetzung trifft jedoch in der zur Diskussion stehenden Situation nicht zu. Die Menschen, um die es hier geht, sind keine „Pharisäer“ im spezifischen Sinn dieses Wortes, sie sind einfach „schwach im Glauben“, wie sich auch aus den entsprechenden Passagen des ersten Korintherbriefes ergibt, auf die wir nun zusätzlich zurückgreifen wollen. Das bedeutet m. E. nicht ohne weiteres, es handle sich dabei lediglich um das ebenfalls aus der Moraltheologie geläufige „Scandalum pusillorum“, für das die geistig unreife – oder charakterschwache – Haltung des Skandalisierten weitgehend mitverantwortlich ist, und das man folglich aus diesem Grunde möglichst vermeiden soll, sofern nicht unabdingbare Pflichten seine Zulassung gestatten. Wir bewegen uns zwar sicher im Horizont dieser Problematik; die Argumente, die Paulus zur Begründung seiner Mahnung angeführt, reichen aber tiefer.

Fragen wir zunächst einmal schärfer, weshalb eigentlich das Verhalten der „Starken“ die „Schwachen“ gefährdet, also zum negativen Ärgernis wird. Die „Starken“ tun doch eigentlich gar nichts objektiv Schlechtes oder Riskantes. Die Neutralität der Speise an sich wird doch grundsätzlich sowohl im Römerbrief (14, 14: „Ich bin überzeugt, daß an sich nichts unrein

¹⁸ G. Ermedeke, LThK. I, Sp. 838.

ist“) als auch im Korintherbrief (8, 8: „Wir haben weder Schaden, wenn wir nicht davon essen, noch Gewinn, wenn wir davon essen“) geradezu thesenhaft festgestellt. Paulus geht auch im Korintherbrief auf die Frage der Heiligkeit bzw. Unheiligkeit der Speisen-Substanz gar nicht weiter ein, sondern auf das Essen als ein Verhalten, das den Mitmenschen betrifft, und zwar dessen Gewissen. „Durch die ‚Schwäche‘ des Gewissens einiger ist ein Tatbestand geschaffen, den weder der Starke ignorieren kann noch der Schwache. Dieser ist unumgänglich an das Urteil des eigenen Gewissens gebunden, durch dessen Vorhandensein als solches“¹⁹. Aber was kann denn schon dadurch passieren?

Nun, es kann geschehen, daß die verschiedenen Gruppen sich einfach gegenseitig „ärgern“, kritisieren und verurteilen; denn in den Augen des „Schwachen“ tut der „Starke“ etwas Ungehöriges und Unsittliches, was er womöglich für eine schwerwiegende Verfehlung hält. Soll man aber darum nicht vielmehr den „Schwachen“ zurechtweisen als den „Starken“? In der Tat wendet sich Paulus im Römerbrief auch an die „Schwachen“: „Da soll der, der isst, den, der nicht isst, nicht verachten, und der nicht isst, soll den, der isst, nicht richten, denn Gott hat ihn angenommen“ (14, 3). Also beide Gruppen sollen sich nicht richten, sondern gelten lassen. Es ist in der Tat auffällig und will beachtet sein, „daß Paulus weder Starken noch Schwachen Ratschläge erteilt, wie man die schwachen Gewissen stärken könnte“²⁰. Man wird deshalb nicht schon gleich jede pädagogische Anstrengung, die in diese Richtung geht, als „pädagogisches Pathos“ abqualifizieren; denn die Liebe kann den Umständen entsprechend auch irgendwann *solchen* Überlegungen Raum geben. Zunächst aber gilt es, die tieferliegende Voraussetzung klarzustellen, daß jeder aus seiner personalen Befindlichkeit heraus das Heil erlangen und glauben kann. Also: „Ein Beispiel der christlichen Humanität, die den Bruder als den gelten läßt, der er ist, nicht als den, der er nach einem idealen Maß sein soll“²¹.

Aber die Gefahr des gegenseitigen Verurteilens ist nicht die einzige Gefahr, die sich aus der direkten und rücksichtslosen Demonstration der Freiheit ergibt. Es kann auch geschehen – und darauf macht Paulus im ersten Korintherbrief vor allem aufmerksam –, daß der „Schwache“ in Gewissensnot gerät und unsicher wird, ob er nicht auch, wie der „Starke“, alles tun darf. Ihn so in Gewissensängste treiben, heißt das nicht die Liebe verletzen? Riskiert man nicht auf diese Weise, daß der „Schwache“, ohne innerlich frei zu sein, etwas tut, was er gemäß seinem Erkenntnis-Grad nicht tun darf, und so in die „Falle (σκάνδαλον) gerät? Schlimmer noch: Es be-

¹⁹ H. Conzelmann, *Der erste Brief an die Korinther*, 174.

²⁰ A. a. O. 174.

²¹ A. a. O. 174 Anm. 17.

steht die Möglichkeit, daß der „Schwache“ aus der Freiheit des „Starken“ einfach eine allgemeine, ungeschichtlich und generell zu verstehende Willkür als erlaubt ansieht.

Nicht ohne Schärfe und Ironie wendet sich der Apostel daher an die Adresse der „Starken“: „Gebet acht, daß nicht diese eure Freiheit den Schwachen zum Anstoß werde! Denn wenn jemand dich, der du Erkenntnis hast, im Götzenhaus (zu Tisch) liegen sieht (,wir sind uns bewußt, daß es in aller Welt keinen Götzen, nur den einen Gott gibt!‘ V. 4), wird da nicht sein Gewissen, da er doch schwach ist, ,erbaut‘ werden, Götzenopferfleisch zu essen? Dann geht allerdings der Schwache durch deine Erkenntnis zugrunde, der Bruder, um dessentwillen Christus gestorben ist“ (1 Kor 8, 9 ff). Dennoch vermeidet Paulus eine gesetzliche Regulierung des konkreten Falles²²; er erklärt vielmehr auf seine Weise: „Dein Verhalten betrifft nicht *dich*; deine innere Freiheit, dorthin zu gehen, ist gar kein Problem. Das Problem ist, was du deinem Bruder demonstrierst, und zwar nicht nach deiner Absicht, sondern . . . : wie *er* dein Verhalten versteht“²³. Infolgedessen ist eher zu viel als zu wenig Vorsicht am Platze: „Wenn Speise meinem Bruder Anstoß gibt, dann will ich bis in Ewigkeit kein Fleisch essen, um meinem Bruder keinen Anstoß zu geben“ (1 Kor 8, 13). Das mag wiederum so scheinen, als werde dadurch die grundsätzliche Freiheit eines Christen verletzt. Trotzdem ist das Gegenteil der Fall. Die grundsätzliche Freiheit ist eigentlich die Voraussetzung des jeweils konkreten Verhaltens, so daß auch der eventuelle Verzicht ein Akt der Freiheit bleibt, die den schwächeren Bruder als den von Christus Befreiten anerkennt²⁴.

Eine glänzende Zusammenfassung des Gesagten ergibt sich aus 1 Kor 10, 23 – 11, 1. Es wäre keineswegs abwegig, den ganzen Abschnitt einfach zu zitieren, so aktuell erscheint er mir auch für unsere Zeit zu sein. Aber konzentrieren wir uns noch einmal auf den springenden Punkt. „Alles steht frei; aber nicht alles frommt. Alles steht frei; aber nicht alles baut auf. Keiner suche das Seine, sondern das des andern“ (10, 23 f). Hier zeigt

²² In 1 Kor 10, 1–21 scheint Paulus im Sinne der Schwachen zu argumentieren. Jedenfalls werden alle vor dem Essen des Götzenopferfleisches gewarnt. Aber es ist eine Verschiebung des Themas zu beobachten. In Kap. 8 ging es um das Essen, hier hingegen um die Speise, um die Verehrung von Götzen. Daher: „Ihr könnt nicht den Becher des Herrn trinken und den Becher der Dämonen. Ihr könnt nicht am Tisch des Herrn teilhaben und am Tisch der Dämonen“ (10, 21). Das „Aposteldekret“ von Apg 15, 20 f. 29; 21, 25 über das Meiden der εἰδωλόθυτα wird dazu von Paulus freilich nicht herangezogen. Es ist vielmehr der Sakraments- und Kirchengedanke, der ihn so dialektisch vorangehen läßt.

²³ H. Conzelmann, a. a. O. 176.

²⁴ Ein ganz anderer Fall würde vorliegen, wenn die Enthaltung als Gesetz proklamiert worden wäre. Vgl. dazu Kol 2, 16–23 und 1 Tim 4, 1–5.

sich wiederum mit aller Deutlichkeit, vorauf es dem Apostel ankommt, nämlich schlicht und einfach auf die Nächstenliebe: „Jeder von uns lebe seinem Nächsten zu Gefallen, zu seinem Besten, zur Erbauung. Hat doch auch Christus nicht sich selbst zu Gefallen gelebt“ (Röm 15, 2 f). Und er fährt fort: „Falls aber einer zu euch sagt: ‚Das ist Opferfleisch‘, dann eßt nicht, wegen dessen, der den Hinweis gab, und wegen des Gewissens. *Ich meine aber nicht das eigene Gewissen, sondern das des andern*²⁵. Denn weshalb sollte meine Freiheit von einem anderen Gewissen beurteilt werden? Wenn ich mit Dank teilnehme, was werde ich gescholten wegen dessen, wofür ich Dank sage? Ob ihr nun eßt oder trinkt oder sonst etwas tut, alles tut zu Gottes Ehre!“ (1 Kor 10, 28–32).

Und wiederum, aber zum letzten Male: „Gebt keinen Anstoß, weder Juden noch Griechen noch der Gemeinde Gottes, wie auch ich in allem allen zu Gefallen bin und nicht meinen Nutzen suche, sondern den der Vielen, damit sie gerettet werden“ (10, 33). Ist das überhaupt möglich, klingt das nicht ausgesprochen opportunistisch? Es ist möglich in dem Maße und in dem Sinne, den Paulus meint, wenn er nun mit den Worten schließt: „Folgt meinem Beispiel, wie ich dem Beispiel Christi“ (11, 1). „Seine Vorbildlichkeit ist, daß er – objektiv, auf Grund seiner Berufung – für sich – nichts ist“²⁶ (vgl. dazu auch Phil 2, 6 ff).

V. Nicht alles nutzt

So sehr man also nach eingehender Betrachtung des biblischen Befundes den Eindruck gewinnt, daß ein Ärgernis abstrakt gesehen wertneutral ist, so sehr wird man im Hinblick auf eine konkrete Situation niemals ohne kritische Ärgernis-Scheidung vorangehen dürfen. Konkret gesehen können sich auch scheinbar notwendige und wünschenswerte Ärgernisse recht negativ auswirken. Das ist z. B. häufig der Fall, wenn der Wert, den man etwa auf provozierende Weise zur Geltung bringen will, nicht deutlich und rein zur Geltung kommt, infolgedessen also eher Abwehrhaltung als Einverständnis zu erwarten ist. Es muß nicht nur objektiv klar, sondern auch einigermaßen erkenntlich sein, daß der Ärgernisgebende wirklich einem anerkannten Wert dienen und nicht bloß seine persönlichen Interessen durchsetzen will. Darüberhinaus aber ist zu berücksichtigen – und das haben die einschlägigen Mahnungen des Paulus an die Gemeinden in Rom und Korinth wohl hinreichend illustriert –, daß auch große Werte

²⁵ Zur Problematik des Begriffes „der Andere“ an dieser Stelle vgl. H. Conzelmann, a. a. O. 210. Besser noch: H. Lietzmann, *An die Korinther I-II*, HNT 9, 51 ff.

²⁶ H. Conzelmann, a. a. O. 212.

des Evangeliums in ärgerniserregender Weise nur in dem Maße verbreitet werden dürfen, „wie sie von den ‚Angestoßenen‘ verarbeitet werden können“²⁷. Dazu gehört gegebenenfalls sogar die Bereitschaft, auf eigene durchaus berechtigte Anliegen, die man zur Wahrung der Personwürde nicht unbedingt durchsetzen muß, aus Rücksicht auf den Anderen zu verzichten. Und zur nötigen Erhaltung der Personwürde läßt sich gewiß dies bemerken, daß sie nicht schon durch das zeitweilige Aufgeben bestimmter Möglichkeiten christlicher Freiheit unzulässig verletzt wird.

Darum ergibt sich offenbar vor allem die allgemeine Schlußfolgerung, die auch das „Theologische Lexikon für die Praxis“ zieht: „Die Frage, inwieweit Ärgernisse unter gewissen Umständen wünschenswert sind oder nicht, läßt sich also nicht *a priori* beantworten, sondern ist in Klugheit von Fall zu Fall neu zu entscheiden, und zwar so, daß sich dabei Wagemut und Vorsicht die Waage halten und dem notwendigen und unvermeidlichen Ärgernis gleichermaßen Rechnung getragen wird wie dem unbedingt zu vermeidenden“²⁸. Das klingt vielleicht allzu salomonisch, erlaubt aber wenigstens noch eine Konsequenz, die sich im Alltag des christlichen Lebens mit Nutzen verwirklichen ließe, soweit sie nicht schon als selbstverständliche Frucht des zweiten Vatikanischen Konzils berücksichtigt wird. Ich meine nicht mehr und nicht weniger als den oft strapazierten, sicher aber nicht einfach durchzuführenden Dialog.

Es sollte immer wieder wenigstens der Versuch unternommen werden, die Ärgernisse in einen Dialog „aufzulösen“. Denn es ist einfach nicht wahr, daß das Evangelium infolge seines Absolutheitsanspruches jede Dialogbereitschaft ablehne. Das Evangelium des Johannes läßt seinen Christus ausdrücklich bezeugen: „Noch vieles habe ich euch zu sagen, aber ihr könnt es jetzt noch nicht tragen; wenn er aber kommt, der Geist der Wahrheit, wird er euch in alle Wahrheit einführen“ (16, 12). Also befinden wir uns noch fortwährend in einer Bewegung, sind unterwegs zum Absoluten, haben aber das Ziel mit unseren Formulierungen der christlichen Hoffnung sicher noch nicht eingeholt. Zu welchem Spielraum praktischer Toleranz ein Paulus nicht nur bereit ist, sondern aufruft, haben wir gesehen. Wir dürfen weder unsere Einsichten in jeder Hinsicht für absolut halten, noch müssen wir jederzeit das, was wir eingesehen haben, jedem rücksichtslos an den Kopf werfen²⁹. Damit ist nicht etwa einem weh-

²⁷ W. Molinski, *Sacramentum mundi* I, 325.

²⁸ A. a. O. 326.

²⁹ Ein besonderes Problem werfen in diesem Zusammenhang die sogenannten Massenmedien (Film, Funk, Fernsehen, Presse) auf. Es sieht fast so aus, als würden unsere Überlegungen angesichts dieser modernen Kommunikationsmittel völlig utopisch. Dennoch bleibt auch hier die Möglichkeit eines intensiveren Dialogs mit den verschiedenen Hörern,

leidigen Rücksichtspathos das Wort geredet, sondern einer differenzierteren geistigen Auseinandersetzung, bei der die verschiedenen Ebenen der Diskussionen, so gut es nur geht, unterschieden bleiben, Ärgernisse aus begrenztem Bereich also nicht sofort in den des eigentlichen Religiösen gezerrt werden. Hält man sich wenigstens an einige Regeln der Toleranz, „wird nicht nur eine unnötige und vielleicht verhängnisvolle Ausweitung des Konfliktes verhindert, sondern auch eine Voraussetzung für ein positives Ergebnis der Auseinandersetzung und vielleicht sogar eine wechselseitige Befruchtung geschaffen“³⁰.

Es gibt einen klassischen Text, der die Thematik dieser Zeilen recht praktisch zusammenfaßt. Er hat seinen ursprünglichen Platz in den Exerzitien des Ignatius von Loyola und gilt als ihre Voraussetzung. Das kirchliche Leben besteht nicht nur aus Exerzitien. Immer aber dürfte man mit Nutzen berücksichtigen, „daß jeder gute Christ mehr bereit sein muß, eine Aussage des Nächsten zu retten, als sie zu verdammten. Vermag er sie aber nicht zu retten, so forschte er nach, wie jener sie versteht; und wenn er sie übel versteht, so verbessere er ihn mit Liebe, genügt dies aber nicht, so suche er alle passenden Mittel, daß jener, sie richtig verstehend, sich rette“³¹.

Das monastische Leben heute

Abt Olivier du Roy, OSB, Maredsous (Belgien)

Wenn man das Problem des Ordenslebens *heute* richtig stellen will, so sollte man sich, wie mir scheint, über das Ausmaß der soziokulturellen und anthropologischen Wandlungen klar werden, die seit dem letzten Krieg im Gang sind. Mit zwanzig Jahren Verspätung in Bezug auf die geschichtliche Entwicklung hat das Zweite Vatikanische Konzil eine Bresche in das Selbstverteidigungssystem des Katholizismus geschlagen. Während bis dahin nur ein zaghaftes Einsickern der herandrängenden Wogen festzustellen war, brach nun das Wasser mit Gewalt in das Innere der Kirche ein.

Zuschauern und Lesern offen. Abgesehen davon läßt der gewöhnliche Alltag genügend Spielraum zu rücksichtsvoller Verantwortung.

³⁰ A. a. O. 326.

³¹ *Die Exerzitien des Ignatius von Loyola*, Nr. 22.